

## CHARLES-LOUIS PHILIPPE

Von Max Herrmann

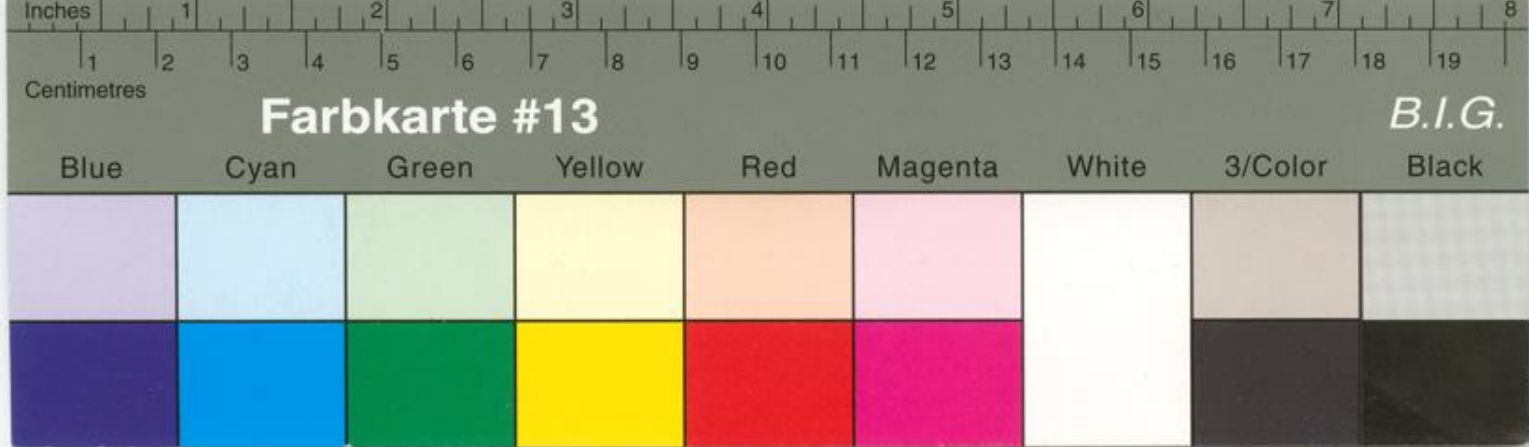
Das ungeheuerliche Leid, das die schicksalhafte Tatsache: Armut in vielfältiger Verstrickung über den Menschen verhängt, bekommt in den Büchern des Charles-Louis Philippe seine klassische Stimme. Da redet nicht mehr das herablassende Mitleid eines Außenstehenden, der den einen oder andern Einzelfall als interessantes Extraabenteuer stilisiert aufzischt oder zu Parteizwecken eine ganze Daseinstragik auf soziale Nenner reduziert, sondern aus dem gewaltigen dunklen Schwarm der untersten Dulder steigt der Dichter ihrer verborgenen Schmach und Pein und Verquertheit und Rettungslosigkeit herauf. Unbürgerliche Evangelien künden von einem unbürgerlichen Passionsweg: dies Martyrium Armut ist kein verklärter Heroismus, der in lumpenhaft paradierender Explosion sich auf seine Art Genugtuung verschaffen darf, kein mühsames Erfolgsjagen, das im Mittelstand landend voll Stolz die endlich belohnte Leistung überschaut. Das ist unentrinnbare Lebensnot, die im Kleinlichsten die Schlinge zuzieht, Fluchtversuchen die Fallgrube bereitet, hält, Heiligwerden unmöglich macht und Gütigkeit vergiftet.

Charles-Louis Philippe gibt in „La mère et l'enfant“, sozusagen einem Gedicht in Prosa, das Vorspiel ‚Kindheit‘: Notwendigkeit zur Bedrängnis des lastendsten Broterwerbes gebieten ihr unwiderruflich Halt. Das Leben beginnt, jenes Leben, das uns hinfort nicht mehr zum Göttlichen kommen läßt, zum Göttlichen, das unser Menschlichstes ist und Mutter heißt — nun aber steht „zwischen unsern Müttern und uns das Leben auf und verbirgt sie. Aber trotzdem lieben wir sie, und wir sind manchmal traurig, weil das Leben uns hindert, an unsere Mutter zu denken“. Später wird er feststellen: „Jetzt aber liebte er niemand mehr, denn das Elend sprach in vollen Tönen und sprach so viel, daß man keine andere lebende Stimme mehr vernehmen konnte.“ Dazwischen liegen Kreuzesstationen erschütterndster Erkenntnis, jede ein verschneites Grab und ein besudelter Altar. „Bubu de Montpanasse“ führt in den Zentralpunkt jenes Gefildes, wo Nächstenliebe ein nicht zu gestattender Luxus werden muß. Die Dirne, in der fadenscheinigen Glorie der Romantik, die als konsequente Gleichgewichtsstrebung immer ihrem Wesen eignen wird, und die zwei Arten Mann, die das Armsein zuläßt: Piere Hardy mit dem besseren Wissen und doch mit ungenügendem Mut, sich das Glück seines Wissens zu erobern, und Bubu, der Zuhälter, der unterkötige Sieger, gerechtfertigt durch die Rechtfertigung dieser ganzen Unterwelt: „Er war nicht glücklich genug im Leben, um sich noch für anderes als für sich selbst zu interessieren.“ Denn genügend und bis ans Ende durchgehalten, wird dieses Existieren seine Opfer so stählen, daß sie schließlich von sich selbst aus der „Liebe“ entraten können. Liebe ist dort nämlich „alles, was man nicht hat“. Reize nun, die nie zu erledigen, Lockungen, die unerreichbar, Träume, die

nie erfüllbar sind, bezwingt man, indem man sie verschmäh. In „Marie Donadieu“ weist Jean Bousset eine zweifelhafte Hingabe, die erst nach allerlei Abweg und Verspieltheit und gerupft durch die Abenteuer jeglichen absolvierten Gelüstes den endgültigen Appell zu ihm findet, unerschütterlich zurück. „Ich kenne andere Gefühle als die Zärtlichkeit, ich kenne bessere als die Liebe.“ Und mit einer Überlegenheit, der die nacktste Wahrheit selbstverständlich wird: „Mein armer Kamerad, du hast mir viel genützt. Aber jetzt mußt du gehen.“ — „Du kannst dir einen andern Mann suchen, Marie, nach alledem . . .“ Sie antwortete: „Schon zum Suchen gehört viel Glaube.“ In Geducktheit und Demütigung viel Glaube aufzubringen, muß maßlose Forderung werden in jeder Form und Selbsterwürgung bedeuten für die Elendkreaturen eines Bereichs, das noch den kleinsten Zipfel Menschenwürde durch sichere Pfützen zu zotteln versteht. Daß man „in der Schlechtigkeit dieser Welt nichts lieben kann“, gilt noch umgekehrt für den Liebes-Standpunkt, der fragt: Darf ich um des Heils des Liebenden willen seine Liebe annehmen? „Le Pèri Perdrix“, zerzauster Wegwurf der Selbstgerechtigkeits-Bezirke, die nur dem Nützlichkeitswert Lebensberechtigung zuerkennen, tilgt sich aus, um mit der Hartnäckigkeit überzähligen Am-Leben-Bleibens nicht weiter zur Last zu fallen. Hier ist das wahre Heldenlied einer unscheinbaren, phrasenlos heiligen Menschen-Armseligkeit. Und was







ist dieser Sphäre Glück? Ein Danaergeschenk, dem man schon nicht mehr gewachsen ist, eine zweideutige Speise, an der man sich übernimmt. „Du hast ja nun gesehen, wie es einem mit der Freude geht. Ich habe nicht viel davon gekostet, und doch habe ich sie wieder erbrechen müssen. Ich und du und wir alle verstehen es nicht, die Freude bei uns zu behalten.“ „Croquignole“ erbt, ist aller Quengelei mit Eins enthoben und macht sich und andere doch nur kaputt — „sie wissen mit dem Glücke nicht umzugehen.“

Wie nie vordem ist dieses unablässige Verdammnis, über dessen Morgen und Sonnenmittag und Abend der gleiche schwere, unüberwindliche Fluch lastet, zu blutvollster Leibhaftigkeit geschaffen von Einem, der von Anbeginn die Misere erniedri-



gender Subalternexistenz selber durchzumachen hatte. Der schrieb von sich: „Ich bin ein Sohn aus dem Volke und will arbeiten wie die andern. Das sah ich mit zwanzig Jahren ein, während die Söhne der Reichen tanzten. — —“ Er starb fünf- unddreißigjährig, nachdem er in ein paar Romanen und Novellenbüchern eine Leistung von erschütternd ethischem, uns alle angehendem Werte aufgestellt hatte. Dieser Charles-Louis Philippe ist nämlich neben einem lauterem Franziskus des Mitleides, neben einem gefestigten, unermüdlichen Anwalt der Verachteten, ein Ahnherr und bahnbrechender Meister der neuen, sich ihrer Mission gewissenstiefer bewußten epischen Kunst. Er schrieb einmal in einem Briefe, jetzt brauche man Barbaren. Sehr nahe bei Gott müsse man gelebt und ihn nicht in den Büchern studiert haben, Kraft sei nötig, ja Wut, und ein tiefes Erschauen des Lebens. Die Zeit der Leidenschaft beginne jetzt. Und diese hochgemuten Sätze, die wie endgültiges Programm und vorbildliche Satzung der ganzen geistigen Stellungnahme klingen, die heut „Expressionismus“ etikettiert wird, hat er durch seine Dichtung bekräftigt und in die dauerhafte Tat umgesetzt. Noch in den kleinen Skizzen einer Sammlung „Dans une petite ville“ kommt das Wesentliche dieses Willens in der ganz besonderen, ohne Stimmungsspielerei, Eindrucksstilisierung und von außen modelnde Graphik knappen Urtümlichkeit der Verdichtung aus visionärem Erfülltsein heraus. Stücke wie „Die Rückkehr“, „Nach dem Verbrechen“, „Sterben der Armen“, was früher soziales Stillleben geworden wäre, oder „Wenn du wiederkämst“, „Die Geburt“, die Pendants zu Uhdescher Gegenwartsplastik ergeben hätten, sind aus dem Instinkt und der Seelenhaftigkeit vollbrachte Bewegungen. Und „Die beiden Nachbarinnen“ ist nicht glänzendstes Spiegelbild von Lebendigem, sondern durch sich selbst Lebendiges, das weiter neues Lebendiges schafft. Mit der ererbten Formsicherheit des gallischen Temperamentes wird der volle Gehalt der russischen Romandichtung, dieser allseitig fundierten Seelendeutung und Heilslehre, nicht wie etwas Fremdes vermählt, sondern ohne Zwang einverleibt als die geschwisterliche Welle, die im erfüllungsgemäß vorhergesehenen Moment auf gleicher Höhe hält. Organisch verflucht sich Ost und West zur verheißungsvollen Umarmung, die das Künftige birgt und sein Kommando: „Gebt mir den Menschen, den Menschen! — liebt ihn!“ „Ils s'approchaient encore et, dans une marche égale, le coeur en avant, ils allaient dans un monde si doux qu'ils n'y eussent rien voulu changer.“

(Daß eine so bedeutungsstarke, fruchtbare Erscheinung in germanischen Landen im allgemeinen unbemerkt und ungewürdigt blieb, ist nur ein Symptom mehr. Dabei steht seit Jahren in der deutschen Ausgabe der gesammelten Werke von Charles-Louis Philippe — herausgegeben von Wilhelm Südel bei Egon Fleischel & Co. — das Material einigermaßen zugänglich zur Verfügung.)